

Nichts älter als die Zeitung von gestern ?



Dr. Peter Klasvogt
Kolumnen „Gott und die Welt“ 2007
Ruhr Nachrichten

... und verändert die Welt

Ein Signal geht von Dortmund aus. Nicht nur zum Auftakt der Fußballliga-Rückrunde, und auch nicht nur auf dem Weg zur Handballweltmeisterschaft. Denn während in den Dortmunder Sportstätten am Wochenende gekämpft und gerungen wurde, gab es in der Bürgerhalle des Rathauses eine deutschlandweit beachtete Veranstaltung mit Signalcharakter: „*Liebe bewegt ... und verändert die Welt*“.

In einer Gesellschaft, in der jeder nur auf sein eigenes Recht pocht und jeder nur den eigenen Vorteil und den eigenen Nutzen sucht, mag es zwar vordergründig Gewinner geben, doch am Ende verlieren alle.

Was wäre unsere Gesellschaft ohne all die Vielen, die sich für das Gemeinwohl, für ein gelingendes Miteinander einsetzen: in Gesellschaft und Politik, im familiären wie im betrieblichen Umfeld, im sozialen und kirchlichen Bereich! Wie arm und kalt wäre unsere Welt ohne diejenigen, die nicht nur das eigene Wohl im Blick haben, sondern auch das der anderen, besonders der Armen und Schwachen!

Gerechtigkeit lebt von der Liebe, und die Liebe inspiriert dazu, sich für die Gerechtigkeit einzusetzen. Diese Liebe hat ihre Wurzel und Quelle letztlich in Gott. Denn bevor wir überhaupt anfangen zu lieben, sind wir bereits von Gott geliebt und von ihm befähigt und ermutigt, seine Liebe mitzutragen, „*denn Gott ist Liebe*“. Dass dies nicht nur Wunschdenken ist, haben Mitwirkende aus allen Teilen der Welt exemplarisch deutlich gemacht:

- ein deutscher Franziskaner, der Tausenden Abhängigen weltweit zu einem Leben ohne Drogen verholfen hat, von Brasilien bis Russland, auch in Deutschland
- eine Kirchengemeinde in Köln, die von die in einem sozialen Brennpunkt eine neue Kultur des Miteinander etabliert und einen ganzen Stadtteil zum Blühen bringt
- Deutsche aus Russland, die ihre doppelte Heimatlosigkeit dazu nutzen, um als „Brückenmenschen“ zwischen Kulturen zu vermitteln und sich in den Dienst der Verständigung zu stellen.

„*Liebe bewegt ... und verändert die Welt*“: Ein Signal, das von Dortmund ausgeht. Es wäre schön, wenn viele sich davon erfassen und dazu bewegen ließen, unserer Welt ein neues Gesicht zu verleihen. Die Menschen warten darauf.

29. Januar 2007

Schaufenster unserer Stadt

Als Kind haben mich Bahnhöfe immer fasziniert: jeder Fernzug ein Gruß aus einer geheimnisvollen, noch unentdeckten Welt. Bahnhöfe sind Tore zur Welt, Knotenpunkte und Anschlussstellen, zugleich Bühne für große Gefühle, Orte des Abschiednehmens und Wiedersehens, des Aufbrechens und Ankommens. Bahnhöfe sollen wieder „Hallen voll sakraler Majestät“, „Kathedralen von Mobilität und Verkehr“ werden: Einkaufszentren mit Gleisanschluss, Shopping Malls und Erlebnisräume für die gehobene potente Kundschaft, sorgsam gesäubert und bewacht gegen den sozialen Rand.

Denn es gibt auch jene andere Seite: Der Bahnhof als Zufluchtsort derer, die gar nicht weg wollen und auch nicht angekommen sind, deren Leben aus der Gleisen geraten ist. „*Schauen, Staunen, Shoppen*“, so empfiehlt eine Werbetafel im Leipziger Bahnhof. Doch wer nur staunt, vielleicht mit der Bierflasche in der Hand, ist unerwünscht. Aber sie gehören zu uns, nicht nur die sprichwörtlichen „Kinder vom Bahnhof Zoo“.

Wenn das Dortmunder Bahnhofprojekt neu verhandelt wird, sollte daran erinnert werden, dass wir dort noch eine Mission haben, eine „Bahnhofsmission“: denen Heimat zu geben, die heimatlos sind, Einstiegsmöglichkeiten für Aussteiger, Zuflucht für Bedrängte und Gestrandete. Jesus selbst identifiziert sich mit jedem von ihnen: *„Denn ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen“* (Mt 25,35)

Der Bahnhof einer Stadt: Verschiebebahnhof zur Lenkung der Verkehrsströme, zugleich ihr vornehmstes Schaufenster, mit dem sie sich der Welt präsentiert. Es käme darauf an, den Ankommenden ein menschliches Gesicht zeigen, Spiegelbild unserer gemeinsamen Sorge: die Armen gehören zu uns und sind im Zentrum unserer Aufmerksamkeit. Das wäre ein wirklich neues Bahnhofskonzept, bahnbrechend und zukunftsweisend, auch für uns selbst. Anbruch einer neuen Gesellschaft.

5. März 2007

Herzlichen Glückwunsch

„Die letzten Jahre war ich oft in Rom, um den Papst zu sehen. Jetzt fahre ich dorthin, um den Papst zu hören.“ So die spontane Antwort einer Rom-Korrespondentin auf die Frage nach dem signifikanten Unterschied zwischen dem Pontifikat Johannes Pauls II. und Benedikts XVI. Eine Einschätzung, die wohl viele teilen. Nicht, dass Papst Johannes Paul II. der Welt nichts zu sagen gehabt hätte. Im Gegenteil: Wer immer ihm begegnet ist oder ihn bei den großen Veranstaltungen wie etwa den Weltjugendtagen erlebt hat, war zutiefst angerührt von seinen bewegenden Worten und schlichten Gesten.

Beim jetzigen Papst ist es anders. Bei Benedikt XVI. sind es nicht zuerst die Bilder, die sich aufdrängen, sondern die Gedanken, die sich einprägen. Wer ihn hört, ahnt: Der Mann hat etwas zu sagen, nicht ein paar schicke Ideen oder flotte Sprüche, sondern Worte mit Tiefgang, in denen etwas von der Wahrheit aufleuchtet, die das Vordergründige und Vergängliche überstrahlt: einer Wahrheit, die aus dem Ewigen kommt und zum Wesentlichen führt.

Wie gut, dass es Menschen gibt, die diese Wahrheiten aufnehmen, sie verkörpern, sich von ihr in die Pflicht nehmen lassen! So auch bei Joseph Ratzinger, dem brillanten Denker und Theologen. Er, der sich gerne auf sein Gelehrtendasein zurückgezogen hätte, um vom Katheder aus das Weltganze in der Tiefe auszuloten und von Gott her zu deuten, wurde schon bald in die Mitte kirchlichen Lebens geholt, zunächst als Erzbischof, später als Kurienkardinal im Vatikan. Anstatt selbst Bücher zu schreiben, hatte er fortan dafür zu sorgen, dass der Glaube in den Lehren und Schriften anderer nicht verstellt oder verfälscht wurde. Das geht nicht ohne Demut; und während andere sich schon längst zur Ruhe gesetzt haben, ließ er sich aufs Neue herausfordern.

Im gesegneten Alter von 80 Jahren ist schon einmal, vor Ur-Zeiten, jemand aufgebrochen, im Vertrauen auf Gottes Verheißung: Abraham, Stammvater eines großen Volkes. Ein tröstliches Zeichen für den, der heute 80 wird. Herzlichen Glückwunsch, Heiliger Vater!

16. April 2007

Die etwas andere Meisterschaft

Jubel in Stuttgart. Trauer auf Schalke. Schadenfreude in Dortmund. War die Saison also eine gute Saison? Dortmund, seien wir ehrlich, ist noch einmal mit einem blauen Auge davongekommen. Da ist es Balsam, dass man zumindest dem ungeliebten Nachbarn die Siegerlaune verderben konnte. Oder war das Unvermögen der Knappen selbst, die beim Revierderby einfach einen schlechten Tag hatten? Egal. Die Saison ist gelaufen. Die Meisterschaft entschieden. „We are the champions!“

Identität durch Abgrenzung. Das setzt zwar große Emotionen frei, spornt zu Hochleistungen an und stiftet gelb-schwarzes oder blau-weißes Selbstwertgefühl. Gut, solange die Rivalität auf dem Fußballfeld ausgetragen wird. Bedenklich, wenn die Schlacht zwischen Religionen und Konfessionen, Parteien und Nationen, Mentalitäten und Kulturen geschlagen wird. Identität durch Abgrenzung und Ausgrenzung führt nie zu einem entspannten und befreiten Miteinander. Sie hat einen Webfehler: sie ist immer defensiv. Wir gegen den Rest der Welt, und die fängt meist bereits hinter dem eigenen Gartenzaun an. Ja dort vor allem.

An Pfingsten war das anders. Da machten Leute, die nichts, aber auch gar nichts miteinander gemein hatten, unerwartet die Entdeckung, dass sie auf derselben Seite standen, ja dass sie geistesverwandt waren, jenseits aller Unterschiede und Identitäten, weil sie einen gemeinsamen Bezugspunkt hatten: Gott, der sich jedem auf seine Weise zu erkennen, in seiner Sprache zu verstehen gibt. Das stiftet Gemeinsamkeit über alle Grenzen und Abgrenzungen hinweg. Wer seine Identität in Gott gefunden hat, der kann es sich sogar zur Lebensaufgabe machen, Grenzen zu überwinden und Einheit zu stiften: mit Gott und untereinander. Wenn am Vortag von Pfingsten in Paderborn Priesterweihe ist, dann ist auch ein Dortmunder dabei. Seine Lieblingsfarbe wird wohl auch weiterhin Schwarz-Gelb sein. Aber sein Traum geht weiter, auch wenn das letzte Spiel schon lange abgepfiffen ist.

21. Mai 2007

Pilot an Tower

Funkspruch zwischen Cockpit und Fluglotse:

Pilot: „*Haben nur noch wenig Treibstoff. Erbitten dringend Anweisung.*“

Tower: „*Wie ist Ihre Position. Haben Sie nicht auf dem Schirm.*“

Pilot: „*Wir stehen auf Bahn 2 und warten seit einer Ewigkeit auf den Tankwagen.*“

Eine komische, aber wahre Geschichte, harmlos dazu, die sich irgendwo, aber ganz gewiss *nicht* – das sei hier ausdrücklich vermerkt! – auf dem Dortmunder Flughafen abspielt. Ein Missverständnis, gestörte Kommunikation, die dazu führt, dass die Maschine nicht abhebt, sondern am Boden bleibt.

Nichts geht mehr. Da hat man endlich Ferien, die schönste Zeit des Jahres, aber der „Tank“ ist leer. Alle Energien scheinen verbraucht, und so hockt man am Boden und kommt nicht hoch. Ein Bild von der Startbahn des Lebens: alles ist durchgecheckt, bereit für Veränderung, Beginn einer neuen unbeschwerten Zeit, mit Mühe freigeschaufelt und sauer verdient. Aber man hebt nicht ab. Zuviel Belastendes, was an einem zerrt. Zuviel Beschwerliches, Bedrückendes. Als habe man Blei an den Füßen. Man möchte aufbrechen, ausbrechen, alles hinter sich lassen, Abstand gewinnen. Aber die Arbeit lässt einen nicht los. Der Ärger im Büro, die Sorgen in der Familie, die ungelösten Probleme, das Hadern mit sich selbst. Die Vergangenheit lässt sich nicht einfach abschütteln und für drei Wochen vergessen. All das greift noch nach einem, wenn man bereits im Flieger sitzt und der Kalender den Urlaub diktiert.

So hockt man da und wartet, dass etwas passiert. Dass einem irgendwie Lebensenergien zugeführt werden. Gibt es da vielleicht einen Mangel an Kommunikation? Ist die Leitung gestört? Es bräuchte so einen Tower: andere, die einen auf dem „Schirm“ haben. Die aus der Distanz vielleicht eher sehen, was fehlt. Die in dem tagtäglichen Chaos die Übersicht behalten und dafür sorgen, dass wir endlich loslegen und an Fahrt gewinnen, uns aus den Verstrickungen befreien und die Leere wieder auffüllen.

Pilot an Tower: Warum sollte das nicht auch am Steuer des eigenen Lebens gehen: im Kontakt mit Gott? Den Mut und die Initiative, auf den eigenen Mangel, die eigene Leere, das eigene Unvermögen aufmerksam zu machen – und sich helfen zu lassen: damit der Vogel endlich fliegt!

2. Juli 2007

Abenteuer Menschsein

Es war zu Beginn meines Urlaubs. Wegen der Warnstreiks bei der Bahn war ich kurzerhand aufs Auto umgestiegen. Eine gute Idee, die leider auch andere hatten, mit denen ich wenig später dann im Stau stand. Am Flughafen, den ich gerade noch rechtzeitig abgehetzt erreichte, die freundliche Mitteilung, dass mein Flug gestrichen sei. Es bedurfte der Aufbietung meines ganzen Charmes, um noch einen Platz in einer anderen Maschine zu ergattern – nur dass diese nicht dorthin flog, wo ich ankommen wollte; aber immerhin stimmte die Richtung. Nur mein Gepäck hatte es offensichtlich vorgezogen, eine spätere Verbindung zu nehmen.

Abenteuer Menschsein. Erlebnisse, über die man später schmunzeln kann, Erzählstoff für gesellige Abende. Aber in der Situation selbst ist es ziemlich unangenehm, wenn man nicht weiß, wie es weiter geht, wohin man gelangt, wem man wirklich trauen darf und ob man jemanden trifft, mit dem man sich wenigstens verständigen kann.

Eigentlich genauso wie im „richtigen“ Leben. Es ist ja nicht so, dass wir nicht entsprechend vorausdenken, vorsorgen, vorkehren würden. Was investieren wir nicht an Lebensenergie: an Zeit, Geld, Beziehungsarbeit, um unser Leben zu ordnen und die Zukunft in den Griff zu bekommen, uns gegen Unwägbarkeiten zu wappnen. Doch besteht die Lebenskunst nicht gerade darin, mit dem Unvorhergesehenen fertig zu werden? Wenn Anschlüsse verpasst und Ziele nicht erreicht werden, wenn wir – all unseren Vorkehrungen und Absicherungen zum Trotz – auf Verständnis und Hilfe anderer angewiesen sind.

„*Der Mensch denkt und Gott lenkt*“, so sagt der Volksmund. Es wäre gar nicht so schlecht, sich das ab und zu in Erinnerung zu rufen, wenn unsere Pläne wieder mal durchkreuzt werden und unsere Rechnung nicht aufgeht. Statt „O JE!“ ein kurzes „AHA!“ Gott lenkt – anders vielleicht, als wir uns das gedacht haben, und nicht immer in die Richtung, die wir genommen hätten. Umso erstaunter werden wir feststellen: Wir sind angekommen! Und es war gar nicht so schlecht. Abenteuer Menschsein. Viel Glück dabei, auch wenn der Urlaub zu Ende ist!

6. August 2007

Wahre Meisterschaft

Der Tod – ein Meister in Deutschland. Kunstinteressierte sind vielleicht an den Sensenmann erinnert, der auch in Dortmund während der großen Pestepidemien ganze Bevölkerungsschichten dahinraffte (man denke an die Große Pest der Jahre 1350, 1429, 1483, 1503, 1508, 1513, 1519-20, 1599). Das Bild des Sensenmanns bekommt nun eine makabre Aktualität, da der frühere Hamburger Innensenator eine *giftgrüne* Selbstmordmaschine präsentiert, mit der sich Sterbewillige eine tödliche Injektion verabreichen können. Selbsteliminierung per Knopfdruck, angeblich im Dienste humanen Sterbens, was in Wahrheit doch ein Schrei der Angst, der Einsamkeit, der Verzweiflung ist. Wie weit sind wir verkommen! Der Tod – ein Meister in Deutschland.

Wirklich *humanes* Sterben wäre genau das Gegenteil: dass unser Menschsein gerade auch in seiner Schwäche und an seinem Ende zur Vollendung kommt. Sich mit einem vermeintlich heroischen Sprung ins Nichts zu stürzen, hieße dagegen, letztlich vor der Herausforderung des Lebens zu kapitulieren. Denn es macht gerade menschliche Größe aus, auch angesichts der eigenen Hinälligkeit das Leben dem zurückzugeben zu können, von dem wir es empfangen haben – schmerzfrei und begleitet von Menschen, die einem in dieser wichtigsten Lebensphase zur Seite stehen. „*Kostbar ist in den Augen des Herrn das Sterben seiner Frommen*“, so seit Jahrtausenden das Bekenntnis jüdisch-christlichen Betens, Ausdruck gläubiger Gewissheit.

Der Tod – ein Meister? Es bleibt vielmehr die Herausforderung, den Tod zu meistern. Da mag die Nachricht vom Tod Luciano Pavarottis aufhorchen lassen. Von ihm sagt Jose Carreras, ein Künstlerfreund, dem Pavarotti selbst bei dessen Leukämiekrankheit beistand: „*Pavarottis Mut und die Stärke, mit der er seinem schweren Krebsleiden entgegengetreten ist, hat uns alle tief beeindruckt.*“ Wie es scheint, hat sich jener schwergewichtige Heldentenor auch auf diesem Feld ein letztes Mal als *Maestro* erwiesen.

10. September 2007

Mein Friedensnobelpreis

„Wir Christen hassen nicht.“ Was sich wie eine Selbstverständlichkeit anhört und im Mund des künftigen lateinischen Patriarchen von Jerusalem ziemlich pathetisch klingt, entfaltet seine Brisanz erst beim näheren Hinhören. Wenn er davon berichtet, wie Christen im Heiligen Land drangsaliert werden, von allen Seiten. Etwa jener Pfarrer aus Bethlehem, dessen Mutter auf dem Weg zur Dialyse in den Grenzanlagen aufgehalten wurde und dort gestorben ist. „Auch dieser Pfarrer hasst nicht.“

Wenn in diesen Tagen der Friedensnobelpreis verliehen worden ist – mit Al Gore und dem UNO-Klimarat zweifellos an ausgesprochen würdige Vertreter –, dann fallen mir auch noch andere Namen und Gesichter ein: jene der buddhistischen Mönche in Birma etwa: gewaltlose Anführer der „meditativen Revolution“, die unbemerkt von der Weltöffentlichkeit zu Tausenden verhaftet und gefoltert werden. Oder Rami Khader Ayyad, ein christlicher Buchhändler aus dem Gazastreifen, der letzte Woche entführt und ermordet wurde: weil er Christ war. Schon vorher hatte man dem 32-Jährigen mehrfach seinen Buchladen in Brand gesteckt und mit dem Tod bedroht.

Aber es geht ja nicht nur um spektakuläre Taten in extremen Situationen. Auch unter uns braucht es schlicht Zivilcourage, um dazwischen zu gehen, wenn andere – mit Worten oder Fäusten – „fertig gemacht“ werden. Es braucht Augenmaß und Selbstdistanz, es braucht menschliche Größe, um in persönlichen Auseinandersetzungen ebenso wie in Tarifkonflikten oder politischem Streits nicht auf Maximalforderungen zu beharren, sondern zu Kompromiss und Konsens bereit zu sein. Werte, die unsere Gesellschaft zusammenhalten. Charakterstärke. Eine Herausforderung auch für uns Christen hier und heute, im Kleinen und Verborgenen Partei zu ergreifen für eine Kultur der Menschlichkeit. Dafür bekommt man zwar keinen Friedensnobelpreis. Aber ein friedvolles Miteinander wäre doch Lohn genug.

15. Oktober 2007

Engel über Dortmund

Heute um 16.30 Uhr. Wie von Geisterhand illuminiert, erhebt sich dann gegen den Abendhimmel jene kosmische Lichtgestalt, die das Marktgeschehen in den Niederungen mit einer Ahnung von Transzendenz überzieht. Engel über Dortmund, aufgerichtet an der Spitze des überdimensionalen Weihnachtsbaums – „the biggest in the world“, wie eine junge Studentin ihrem japanischen Kommilitonen im Vorübergehen cool erklärte.

Dortmund also im Bannkreis des Engels? Doch wofür steht der Engel? Der Weihnachtsengel über der Krippe kann es ja schwerlich sein; wir haben ja noch nicht einmal Advent. Für den kommerzialisierten Versicherungsagenten ist er zu entrückt, der Engel über unserer Stadt, und an jene verkitschte „Jahresendgestalt“, wie der Engel im offiziellen DDR-Deutsch listigerweise hieß, der im ansonsten völlig säkularisierten Weihnachtsgeschäft für etwas Romantik zu sorgen hatte, wird man in der besonnenen Dortmunder Bürgerschaft ja gewiss nicht gedacht haben.

Bliebe also, eingedenk der zeitlichen Nähe zum gestrigen Toten- oder Ewigkeitssonntag, der versteckte Hinweis, dass die Stadtväter bzw. Stadtmütter in das vorweihnachtlich-geschäftige Treiben bewusst jenen mahnenden Posaunenengel eingebaut haben, der bei aller vergnüglichen Glühweinseligkeit auf eine andere Wirklichkeit verweist: im Diesseitigen auf das Jenseits, im Vergänglichen auf das Ewige, im Nebensächlichen auf das Wesentliche.

Engel über Dortmund: dezente Einladung, hin und wieder einmal aufzuschauen, über den Tellerrand vordergründiger Wohligkeit hinaus, und sich anrühren zu lassen von dem Botschafter einer anderen Welt, der auch dann noch an seinem Platz steht, wenn der Platz schon längst geräumt ist, denen überlassen, die zwischen Unrat und Müll frierend nach Essbarem suchen. Da zeigt der Engel schließlich doch noch sein wahres Gesicht: als Weihnachtsengel, der inmitten idyllischer Krippenlandschaft dafür steht, dass Gott angekommen ist – mitten hinein in die Obdachlosigkeit unserer Welt.

26. November 2007

